



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Markgraf, H.: Friedrichs des Großen erster Waffengang.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Friedrichs des Großen erster Waffengang.



Die erste große Unternehmung eines genialen Mannes zu betrachten behält auch in der Wiederholung immer von neuem einen anregenden Reiz; die Freiheit und Kühnheit, mit der er plötzlich dem gewohnten Gang der Dinge eine andre Richtung zu geben pflegt, wirkt hinreichender selbst als die Meisterschaft auf der Höhe des Lebens; in seiner vollen Macht kommt der Zauber der Jugend zur Geltung. Eine solche sympathische Empfehlung hat C. Grünhagen, der Verfasser einer neuen „Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen,“*) von vornherein für seinen Stoff, wenn er den ersten Waffengang Friedrichs des Großen, den uns bereits Männer wie Menzel, Ranke und Droysen ebenfalls nach archivalischen Quellen und in ziemlicher Ausführlichkeit geschildert haben, noch einmal darzustellen unternimmt. Die Beschränkung des Buchs auf den einen, den ersten Krieg, gestattet ihm zugleich mehr als jenen preußischen Geschichtschreibern sich der Vortheile des Biographen zu bedienen, alles wie in einem kunstvoll componirten Bilde um die Person des Königs zu gruppiren. Tritt doch auch dieser in Wirklichkeit mit überwältigender Macht vor allen übrigen Erscheinungen des großen Bildes jener Zeit hervor, ein gleicher Herrscher im Cabinet wie im Felde und gleicher Sieger in der diplomatischen wie in der militärischen Campagne, in beiden die folgenschwersten Entschlüsse vielfach gegen den Rath seiner Minister oder Feldherren mit eigner Selbständigkeit fassend. Von Anfang an hatte seine

*) Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. C. Grünhagen, Königl. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Erster Band. Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf. Mit einem Plan der Umgegend von Mollwitz. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1881. 436 S. 8°.

Umgebung das volle Gefühl seiner persönlichen Ueberlegenheit. „Allerdings beruhe sonsten, was Gott und große Könige thun wollten, immer in einiger Ungewißheit,“ schreibt sein Minister Thulemeyer in den ersten Wochen seiner Regierung.

Friedrich hatte das Glück, daß sein Vater, als er im Mai 1740 starb, ihm nicht nur einen gefüllten Schatz und ein schlagfertiges Heer, sondern auch völlige Freiheit in der politischen Bewegung hinterließ. Uneingeengt durch bindende Verpflichtungen oder Allianzen konnte er sich selbständig entschließen. Er war 28 Jahr alt und voller Thatendrang. Von dem seinen Vater noch beherrschenden Gefühl kurfürstlicher Gebundenheit gegen Kaiser und Reich hatte er nichts geerbt. Er sah in Preußen eine europäische Macht, die die Impulse ihrer Politik aus sich selbst und ihren Interessen empfangt, und diese Ansicht war nicht etwa die Aeußerung eines naiv rücksichtslosen Egoismus, sondern die Frucht eifrigen Nachdenkens und literarischer Beschäftigung mit der politischen Wissenschaft. Er erkannte in Europa nur zwei wirkliche Großmächte an, England und Frankreich. Spanien, Holland, Oesterreich und Preußen zählte er zu den Mächten zweiten Ranges. Preußen, schreibt er in der ursprünglichen Bearbeitung seiner Memoiren, scheint mir die vierte dieser Mächte, weniger formidabel als das Haus Oesterreich, aber stark genug, um in sich die Mittel für einen Krieg zu finden, der nicht allzuschwer und lang ist. Bei der Ausdehnung seiner Provinzen vom Osten Europas bis in den Südwesten immer mit Unterbrechungen, vervielfältigt sich die Zahl seiner Nachbarn ins Ungemessne. Seine Politik hinsichtlich der Finanzen und der Industrie ermöglicht es ihm, eine Conjectur zu erfassen und schnell aus derselben Vorthail zu ziehen, aber seine Klugheit muß dasselbe zurückhalten, wenn es sich zuweit fortreißen lassen will. Um der zu zahlreichen Nachbarschaft und der Zerstücklung seiner Provinzen willen kann es nicht agiren ohne die Bundesgenossenschaft Frankreichs oder Englands.“

Das galt namentlich in der politischen Frage, die bereits die letzte Hälfte der Regierung seines Vaters erfüllt und verbittert hatte, nämlich der Erwerbung der Lande Süllich und Berg beim bevorstehenden Aussterben des Hauses Pfalz-Neuburg. Sofort nach seiner Thronbesteigung bot Friedrich hier wie dort seine Allianz gegen bestimmte und ausgiebige Zusicherungen in dieser Frage an; doch scheint er mehr auf Frankreich gerechnet zu haben. Die englische Politik in Deutschland war gänzlich von dem hannoverschen Hausinteresse Georgs II. beeinflusst, ihr Schwerpunkt lag auf dem Meere; auf dem Continent schien Friedrich doch Frankreich die erste und ausschlaggebende Macht zu sein. Bezeichnenderweise erklärt er es für natürlich, daß diejenigen Fürsten, die sich vergrößern wollen, sich an Frankreich anschließen, diejenigen, die mehr Wohlstand als Ruhm suchen,

sich zu England halten. Ein sich vorbereitender Krieg zwischen diesen beiden Großmächten schien es nothwendig zu machen, daß die eine oder die andre Preußens Bundesgenossenschaft suche und sich von diesem natürlich den Preis dafür vorschreiben lasse. Als aber keine in der jülichischen Successionsfrage für die guten Rechte Preußens einzutreten sich verpflichten wollte, ließ Friedrich diese Sache als aussichtslos fallen.

Es liegt nahe zu fragen, inwieweit ihn schon damals — Ende August 1740 — der Hinblick auf Schlesien zu dieser Wandlung bestimmt habe. Gewiß ist, daß ihm von Frankreich Andeutungen gemacht wurden, es könnten, wenn mit Kaiser Karl VI. der Mannstamm der Habsburger erlösche, Verwicklungen eintreten, aus denen auch Preußen seinen Vortheil ziehen könne, und daß er sich eifrig bemüht hat, Frankreichs Absichten für diese Eventualität zu erforschen; was konnte ihm näher liegen, als für diesen Fall an die alten Ansprüche seines Hauses auf Schlesien zu denken? Indes lag dieser Fall damals in sehr unsicherer Ferne, Karl VI. war ein gesunder, kräftiger Mann von 55 Jahren. Kein Mensch konnte ahnen, daß er binnen zwei Monaten eine Leiche sein würde. Nun neigt Droysen aus mancherlei Gründen allerdings zu der Meinung, Friedrich habe sich ohne den Todesfall abzuwarten zum Angriff entschlossen, aber Grünhagen vermag die Beweise dafür nicht stichhaltig zu finden und tritt der ältern Ansicht Rankes bei, daß ihn erst die Nachricht vor dem nach kurzer Krankheit am 20. Oct. 1740 erfolgten Tode des Kaisers zum Handeln bestimmt habe. Jetzt aber war sein Entschluß sofort gefaßt; zwei Tage nach Empfang der Nachricht eröffnete er dem Feldmarschall Schwerin und dem Minister Podewils, daß er die Absicht habe, die günstige Lage, in der er sich befände, zur Erwerbung von Schlesien zu benutzen, entweder durch friedliche Unterhandlung mit Maria Theresia und für das Angebot sie gegen die ihrer Monarchie drohenden Gefahren thatkräftig zu unterstützen, oder durch Krieg in Verbindung mit den Gegnern derselben; jedenfalls wolle er Schlesien sofort selbständig besetzen, um im Besitze desselben mit größrer Aussicht auf Erfolg verhandeln zu können. Das war also sein eigenster persönlicher Entschluß; erst nachdem er ihn gefaßt, berief er den Feldherrn und den Minister, um über die Mittel und Wege zu seiner Durchführung zu berathen. Trotz ihrer Abmahnung von dem sofortigen Angriff blieb er dabei. Wie charakteristisch, wenn er am 1. November an Podewils schreibt: „Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vortheil ist, soll man sich desselben bedienen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen und allem; wenn ich mir das zu nütze mache, wird man sagen, daß ich das Geschick habe, mich der Ueberlegenheit zu bedienen, welche ich meinen Nachbarn gegenüber besitze.“ Während er jetzt Frankreich und England gegenüber darauf bedacht war, sich freie Hand

zu wahren, zögerte er auch mit substantiirten Eröffnungen in Wien so lange, bis seine Truppen zum Einrücken in Schlesien bereit waren. Die Adresse, an die er sich dann zunächst in Wien wandte, war die des Großherzogs Franz Stephan, des Gemahls der Maria Theresia, von dem er nach ihren bisherigen freundschaftlichen Begegnungen eine ihm entgegenkommende Gesinnung voraussetzen zu können glaubte. Bei beiden Unterredungen, die erst sein bisheriger Gesandter v. Borcke und dann der außerordentliche Bevollmächtigte v. Gotter mit dem Großherzog hatten, horchte Maria Theresia in einem Nebenzimmer durch die halbgeöffnete Thür, und jedesmal, wenn ihr Gemahl sich zu irgend etwas engagiren wollte, rief sie ihn und schnitt so die weitere Verhandlung ab. Ihr Standpunkt war der der weiblichen Entrüstung gegen einen Aufdringlichen, der ihr unter dem Vorwande des Beistandes gegen noch gar nicht sichtbare Feinde eine Provinz abdringen wollte. Mit derselben Entschiedenheit ließ sie die Abtretung eines Theiles von Schlesien wie des ganzen Landes zurückweisen. Weit, weit unterschätzte sie sammt ihren Ministern die von Preußen drohende Gefahr. Den letztern, namentlich dem bei ihr sehr angesehenen Bartenstein, einem Convertiten und Anhänger der französischen Allianz, schien es fast nur darauf anzukommen, den preußischen Unterhändlern schriftlich ihre Angebote zu entlocken, um dieselben, ohne auch nur zum Scheine auf eine Verhandlung darüber einzugehen — man hatte doch sonst in Wien die dilatorische Behandlung politischer Ansprüche vorzüglich verstanden —, dann sofort in die Deffentlichkeit zu bringen und den König dadurch bloßzustellen.

Von einem Manne, der wie der Verfasser des vorliegenden Buches seit 20 Jahren an der Spitze des schlesischen Staatsarchivs steht und seit noch längerer Zeit der schlesischen Geschichte eine eingehende und umfangreiche literarische Thätigkeit gewidmet hat, darf man auch eine sorgfältige Auseinandersetzung über die Natur und Berechtigung der schlesischen Ansprüche Preußens erwarten. Er leitet sie mit einem vorzüglich geschriebnen Capitel über die Entwicklung und den Zustand der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens bis 1740 ein. Gegenüber den namentlich in populär-patriotischen Darstellungen so häufig wiederkehrenden Tiraden, die meist protestantischen Schlesier hätten Friedrich als Befreier begrüßt und wohl geradezu herbeigerufen, kann er nur die Thatsache constatiren, daß die Bevölkerung des Landes jeder Anhänglichkeit an die österreichische Regierung und die habsburgische Dynastie entbehrte und gegen den Befehlsoberherrn derselben in mißtrauensvoller Besorgniß lebte. Erst die kriegerischen Erfolge Friedrichs wandten die theilnahmlose Gleichgiltigkeit in hoffnungsvolle Hingabe, bei einer kleinen Minderheit freilich auch in feindseligen Groll. Was nun die schlesischen Ansprüche der Hohenzollern betrifft, so ist zu constatiren, daß

Ferdinand I. als böhmischer König 1546 die sogenannte Erbverbrüderung zwischen dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz-Brieg-Wohlau und dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg vom Jahre 1537 ausdrücklich cassirt hat; doch war dies ein den Privilegien der Liegnitzer Fürsten zuwiderlaufender Act, und wenn sich auch der bejahrte Herzog Friedrich II. gefallen ließ, so legte wenigstens der Kurfürst Joachim II. Protest dagegen ein. Das Fürstenthum Jägerndorf hatte Markgraf Georg der Fromme 1523 „zu rechter Erbschaft“ erkaufte. Als sein Sohn 1603 kinderlos starb, nachdem er testamentarisch die Kurlinie in Brandenburg zu Erben eingesetzt hatte, weigerte sich Kaiser Rudolf den Markgrafen Johann Georg, dem es sein Vater, Kurfürst Joachim Friedrich gegeben hatte, als nicht lehnswerberechtigt damit zu belehnen, ohne ihn thatsächlich in dem Besitze zu hindern. Erst nach der Schlacht am Weißen Berge ward Johann Georg als Anhänger des Winterkönigs geächtet und das Land eingezogen. Die in der Achtsurkunde betonte Felonie tritt, weil sie von rechtswegen die Verwandten der Geächteten nicht schädigen konnte, in den Antworten des kaiserlichen Hofes gegen die Brandenburgischen Proteste zurück; wie 1603, ward auch jetzt überhaupt das Nachfolgerecht der Kurlinie bestritten, und wieder siegte die Gewalt des Stärkern.

Wiederholt hat der große Kurfürst seine Rechte auf Jägerndorf und, seit 1675 die Liegnitz-Brieger Pfaffen ausgestorben waren, auch auf Liegnitz-Brieg-Wohlau geltend gemacht; dennoch gab er sie 1686 einer antifranzösischen Allianz mit dem Kaiserhause zu Liebe gegen eine sehr geringfügige Entschädigung, den Schwiebuser Kreis, hin. Indem man nun österreichischerseits geradezu durch falsche Vorspiegelungen den Kurprinzen noch vor Abschluß des Tractats zur heimlichen Verpflichtung der Wiederherausgabe des Schwiebuser Kreises zu verlocken wußte, den er als Kurfürst dann auch wirklich wieder abtrat, gab man Preußen trotz der formellen rechtlichen Austragung der Sache neue Gelegenheit sich über Vergewaltigung und Uebervortheilung zu beklagen; daher wurden von Berlin aus die alten Ansprüche bei jedem sich bietenden Anlaß hervorgesucht und so auch jetzt von Friedrich II., freilich erst, nachdem er das Schwert in die Hand genommen, dann aber doch, soweit seine eignen Aeußerungen vorliegen, mit der Ueberzeugung seines guten Rechts zur Geltung gebracht. Ob man sich nun der Auffassung der preußischen Staatsjuristen von 1740 anschließt, wie unser Verfasser geneigt ist, und mit ihnen den Wiener Hof der *laesio enormis* gegen Brandenburg bei jenem Vertrage von 1686 anklagt oder nicht, daß Oesterreich 1740 von einer gerechten Nemesis ereilt worden ist, wird jeder zugeben, der überhaupt an moralische Consequenzen in der Weltgeschichte glaubt. Hatte Oesterreich bisher das Recht des Stärkern für sich gehabt, so war dies jetzt an Preußen übergegangen. Zu ritterlicher Courtoisie gegen die Erbin Karls VI.

war der Erbe Friedrich Wilhelms I. auch aus andern bekannten Gründen nicht eben verpflichtet.

Der Freund militärischer Darstellung wird in dem dritten Buche des Verfassers, welches die Kriegsoperationen im Zusammenhange und nur mit gelegentlichen Hinweisen auf die bestimmend einwirkenden diplomatischen Verhandlungen darstellt, sein volles Genügen finden, und namentlich den schlesischen Landsleuten des Verfassers dürfte die eingehende Schilderung auch der kleinern und bei- läufigen Unternehmungen ein besondres Interesse einflößen. Das großen Feldherren eigene kühne Vorwärtzgehen gerade auf den Leib des Gegners, um den Krieg durch schnelle Schläge zu entscheiden, ward in Friedrichs erstem Feldzuge noch durch die jugendliche Hast beflügelt, aber er lernte bald einsehen, wie sehr der Krieg auch eine Sache der unermüdlchen Wachsamkeit, Vorsicht und des geduldbigen Harrens auf den günstigen Moment ist. Ist gleich nicht ihm, sondern Schwerin der Ruhm zuzuschreiben, die Schlacht bei Mollwitz gewonnen zu haben, so ist es doch voll sein persönliches Verdienst, gegenüber dem Vormarsche des österreichischen Feldherrn Neipperg von Neisse auf Breslau zu durch rasche Entschlossenheit rückwärtzgehend eine Stellung erreicht zu haben, die Neipperg zur Schlacht zwang. Und wiederum die plötzliche und unblutige Besetzung der Hauptstadt Breslau, der anfangs Neutralität „bei den jetzigen Conjunctionen und so lange dieselben dauern werden“ zugesagt worden war, erfolgte gegen die Bedenklichkeiten seiner Generale und Minister und hatte den glänzendsten Erfolg. Neippergs vorsichtige Defensiv in einer durch die Festung Neisse gedeckten Stellung war offenbar diesem König gegenüber die verständigste Kriegsführung, und man mag wohl dem Verfasser beistimmen, wenn er dies gegen die gewöhnliche geringschätzig Beurtheilung des österreichischen Feldherrn betont. Der Verfasser führt in dem vorliegenden ersten Bande die Kriegereignisse nur bis zu dem Abmarsche Neippergs aus dieser seiner Stellung bei Neisse im October 1741, indem er das Hauptgewicht auf die Darstellung der der militärischen parallel- laufenden diplomatischen Campagne legt und ihr auf Grund sehr eingehender archivalischer Studien, namentlich der hannoverschen und englischen Papiere, die hier zum ersten Male erschöpfend benutzt worden sind, fast die ganze zweite Hälfte des Bandes widmet.

„Wenn König Friedrich die europäische Constellation, unter der er sein Unternehmen begann, wesentlich unter dem Gesichtspunkte des großen Gegensatzes zwischen England und Frankreich aufgefaßt hatte und in diesem Gegensatz eine Bürgschaft des Gelingens für seine Pläne erblickt hatte, so hat die wirkliche Entwicklung der Dinge seine Auffassung in vollem Maße bestätigt.“ Es erscheint demnach als die Hauptaufgabe der Geschichtschreibung, für die diplo-

matische Seite des Krieges den Antheil dieser beiden Mächte an den einzelnen Acten des großen Dramas und ihr Einwirken auf die Steigerung und endliche Lösung des Conflictes zu schildern. Der erste Gedanke in London nach dem Bekanntwerden der preußischen Pläne auf Schlesien war, daß man Oesterreich zu bewegen suchen müsse, durch eine Concession die Begehrlichkeit des ehrgeizigen Fürsten zu stillen, um ihn in dem Bunde mit den Seemächten und mit Rußland zu erhalten und ihn von einer Verbindung mit dem die pragmatische Sanction offen bekämpfenden Baiern und dem hinter diesem stehenden Frankreich abzubringen. Da sich aber keine Aussicht zeigte, in Wien damit durchzubringen und das unerhört kühne Vordringen Friedrichs den stets für die Interessen Hannovers besorgten König Georg II. mit Mißtrauen erfüllte, zumal seitdem Friedrich ein Truppcorps im Magdeburgischen durch den alten Fürsten von Dessau zusammenziehen ließ, ging von diesem persönlich die Idee aus, durch einen Bund der genannten nordischen Seemächte und Sachsen-Polens den unruhigen König niederzuwerfen und durch Beschneidung seiner Macht für die Zukunft unschädlich zu machen. Dresden wurde der Mittelpunkt für die Verhandlungen dieses preußenfeindlichen „Concerts,“ als sich der dortige Hof von der Aussicht verlocken ließ, eine bei dem Thronwechsel in Oesterreich erstrebte, aber von diesem hartnäckig verweigerte Vergrößerung durch Abtretung einiger Kreise Böhmens nun auf Kosten Preußens zu suchen. Dazu war Oesterreich wenigstens bereit eine Geldhilfe zu gewähren. Diese ganze Combination hing indeß von der Voraussetzung ab, daß Frankreich in der großen continentalen Krise neutral bleiben werde, wie es in den ersten Monaten nach Karls VI. Tode allerdings den Anschein hatte. Als letzteres im Frühjahr 1741 aus seiner Reserve heraustrat, sah sich England doch wieder auf den alten Standpunkt zurückzukommen genöthigt, daß man Preußen in der Coalition der Seemächte und Rußlands mit Oesterreich festhalten müsse, um es nicht in die geöffneten Arme Frankreichs sinken zu lassen. Daß König Georg bei dieser neuen Schwenkung den einmal gegen Friedrich gefaßten Groll nicht wieder fahren lassen konnte und sich sein Eintreten für Preußen durch möglichst hochgeschraubte Convenienzen für Hannover bezahlen lassen wollte, gab der englischen Politik einen Charakter der Unaufrichtigkeit und Hinterhältigkeit, durch den sie es mit einem Manne von der Art des jungen Königs von Preußen verderben mußte.

Friedrich hatte von Anfang an nicht übel Lust gehabt, ein französisches Bündniß einzugehen, aber einmal hatte sich zuerst Cardinal Fleury sehr kühl gezeigt, dann hatte sein Minister Bodewils ihn beschworen, diese gefährliche Idee aufzugeben. Frankreich suche im Grunde nur den Umsturz des europäischen Gleichgewichts durch die Niederwerfung des Hauses Oesterreich, um dann einen

Staat nach dem andern für seine Interessen ausbeuten zu können; für Preußen würde dabei etwa nur jene Gunst des Polyphem, zuletzt verspeist zu werden, herauskommen. Sein Erfolg war es, daß Friedrich aufrichtig und eifrig die Vermittlung Englands in Wien anrief und seine Forderung ausdrücklich auf Niederschlesien mit Breslau herabminderte, alles in der Zeit, wo Georg II. noch jenes schwarze Complot gegen ihn zu Stande zu bringen suchte. Als ihm dann Kunde davon ward, wandte er ernstlich seine Gedanken auf ein Bündniß mit Frankreich. „Man wird mit Frankreich aufs schleunigste abschließen müssen, und nicht ich, sondern England und Rußland werden die Schuld tragen, wenn in Europa alles drüber und drunter geht.“ Schon erteilt er Podewils Befehl, mit dem französischen Gesandten Valori einen Vertrag in möglichst klarer und bestimmter Fassung zu verhandeln; doch zieht dieser die Sache so lange hin, bis die englische Schwentung eben aus Furcht vor der Alternative dieses französisch-preußischen Bündnisses erfolgt ist. Aber die Hartnäckigkeit des Wiener Hofes, der unter allen Umständen England in Folge seiner Verpflichtung für die pragmatische Sanction zur Hülfeleistung gegen Preußen zwingen zu können glaubte, ließ die durch Lord Hyndford geführten englischen Unterhandlungen scheitern und trieb Friedrich doch dem französischen Bündniß in die Arme. Am 4. Juni schloß Podewils mit Valori ab, Frankreich garantierte dem König Niederschlesien mit Breslau und dieser die Wahl des Kurfürsten von Baiern zum Kaiser. Acht Wochen später überschritten zwei französische Armee-corps den Rhein, von denen eins mit den bairischen Truppen vereinigt in Böhmen eindringen sollte. Wenn Maria Theresia und ihre Minister gerade Preußen gegenüber ihre Pflicht betonten, die durch die pragmatische Sanction stipulirte Einheit der österreichischen Monarchie wahren zu müssen, so bekommt dies durch ihr Verhalten gegen Baiern und Frankreich doch eine eigenthümliche Beleuchtung. Wie gering erscheint gegenüber dem, was sie zur Befriedigung dieser beiden Mächte in Aussicht stellen ließ, das was sie dem König von Preußen so hartnäckig verweigerte! Die sämmtlichen habsburgischen Besitzungen in Italien, die Niederlande, Vorderösterreich mit dem Breisgau und der Königstitel an Baiern, Luxemburg an Frankreich! Aber es waren das freilich Außenländer, die die österreichische Macht nicht in ihrem Kern schwächten und ihren Feinden, wenigstens Baiern, trotz der Vergrößerung des Besitzes, doch keine wirkliche Machtstärke verliehen. Wie ganz anders lag die Sache in Schlesien! Hier war jede verlorne Quadratmeile ein doppelter Verlust, weil er die Macht des gefährlichen Gegners um eben so viel verstärkte. Außerdem hat nachweislich bei Maria Theresia und dem einflußreichen Bartenstein die religiöse Antipathie mitgewirkt. Es fiel ihnen ganz besonders schwer, gerade die Provinz einem Kezer zu überantworten, in der das Haus

Habsburg erst vor nicht langer Zeit und mit soviel Gewalt den Katholicismus wieder aufgerichtet hatte.

Erst als die Baiern in Oberösterreich einrückten und die Franzosen den Rhein überschritten, ohne daß man ihnen ein Heer entgegenstellen konnte — die berühmte Versöhnung mit Ungarn und die Bewilligung eines ungarischen Aufgebotes war noch nicht erfolgt —, erklärte sich Maria Theresia, um Meippergs Truppen den Baiern entgegenstellen zu können, zur Bewilligung Niederschlesiens mit Breslau an Friedrich bereit, „weil kein andres Mittel zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid.“

Der Wendepunkt des Krieges schien damit gekommen. Allerdings war der in Wien ausschlaggebende Gedanke, den besonders der englische Gesandte am dortigen Hofe, Sir Robinson, nicht müde ward zu betreiben, den König Friedrich zur Stellung eines Hilfscorps als Gegenleistung für Oesterreich zu verpflichten, für letztern nach seinem Abschluß mit Frankreich nicht mehr annehmbar; als ihm die österreichischen Propositionen durch einen Courier des englischen Specialgesandten bei ihm, Lord Hyndford, gerade in dem Moment überbracht wurden, als er schon zu Pferde sitzend mit dem französischen Gesandten Valori ausreiten wollte, reichte er sie einfach diesem zum Lesen hin und antwortete auch an Lord Hyndford völlig ablehnend. Aber das Vorgehen Frankreichs, das alle Besorgnisse des treuen Bodewils, es werde die Allianz Preußens egoistisch nur für seine, das Gleichgewicht auf dem Continent umstürzenden Pläne ausbeuten, zu rechtfertigen schien, war nicht geeignet, einen so selbstbewußten und ehrgeizigen Herrscher wie Friedrich lange auf dem Standpunkte ritterlicher Vertragstreue festzuhalten. Er meinte in seinem Geiste doch noch die Mittel zu finden, einen selbständigen und nur die Interessen seines Staates berücksichtigenden Weg inmitten dieser nun allmählich ganz Europa umfassenden Verwicklung einschlagen zu können. Es scheint wohl, als wäre es ihm ganz recht gewesen, mit Frankreich rücksichtslos militärisch vorgehend ganz Europa in Brand zu setzen, in der Berechnung, sich den ihm gebührenden Vortheil dabei schon rechtzeitig zu wahren — man erinnere sich, daß er noch in jugendlichem Alter stand —; aber da die französische Politik, von dieser Kühnheit weit entfernt, sich rücksichtslos egoistisch zeigte, so war er bedeutend genug, einen ähnlich rücksichtslosen Entschluß zu fassen. Gerade in diesem interessanten Momente, unmittelbar vor dem Vertrage von Kleinschnellendorf, bricht der vorliegende erste Band ab. Da der zweite noch im Laufe des Sommers erscheinen soll, können wir uns die Schlußbetrachtung bis dahin aufsparen.

Breslau.

H. Markgraf.

